

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 236 (1957)

Artikel: Heimisches Gewild
Autor: Kobler, Bernhard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-375594>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Heimisches Gewild

Von Dr. Bernhard Kobler

In seiner bekannten „Appenzeller Chronik“ gibt Gabriel Walser über den Bestand von Haar- und Federwild im Jahre 1740 noch folgendes ungefähres Bild:

„Bären, Hirsche, Rehe und Wildschweine werden in der Umgebung und im Appenzellerland noch oft erlegt. Leider ist das Hochwild selten geworden, weil jedem Landmann die freie Jagd vom ersten Herbstmonat bis Ende Hornung offen steht. Sobald Raubtiere vom Schlage der Bären, Wölfe, Luchse oder Fischotter sich blicken lassen, wird sofort ein gemeinsames Treibjagen angestellt.

In Menge findet man das gemeine Wild wie Dachse, Füchse, Hasen, Marder, Igel und Wiesel.

Das Geschlecht der Vögel ist äußerst zahlreich. Es gibt noch Störchen, Habichte, Weihen, Wald- raben, Uhu, Azeln, Wilde Tauben, Wiedehopfe und andere.“

Und heute? Bären, Wölfe und Luchse sind vollständig ausgestorben. Geblieben von ihnen sind lediglich einige Ortsnamen wie Wolfshalden oder Wolfgrube, und das Andenken an die Bären erhalten lediglich eine große Zahl von Wirtshäusern mit dem Namen zum Bären, zum Bärli oder zum Schwarzen Bären in Erinnerung.

Dem Wiederaufleben von Hochwild, vornehmlich von Gemse, Reh und Murmeltier kam die Einführung des Eidg. Jagdgesetzes im Jahre 1875 mit der Regelung der Jagd in den einzelnen Kantonen gewaltig zu statten. Im weitem schuf der großzügig angelegte Eidgenössische Jagdbannbezirk Sämtis der Kantone Appenzell Inner- und Auser- rhoden allem Hochwild ein wunderbares Asyl, das wir vom naturschützerischen wie auch vom jagdlichen Standpunkt aus nicht hoch genug einschätzen können. Einerseits gestattete es verschiedenen dem Aussterben nahen Wildarten die Möglichkeit aufzuleben. Und andererseits strahlt das Wild in die

umliegenden Jagdgebiete aus und belebt sie wieder.

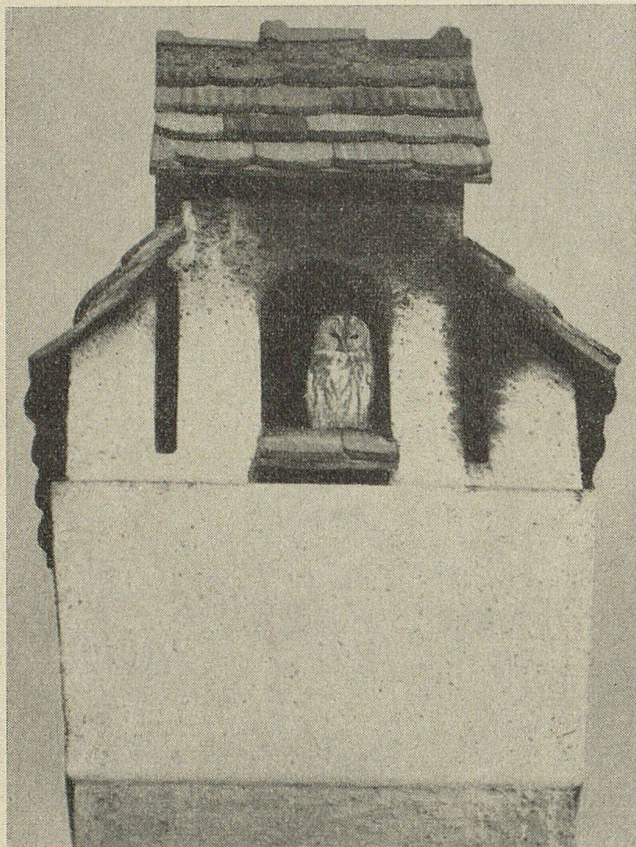
– Nach Angaben des innerrhodischen Oberforstamtes ist der heutige Wildbestand im Bannbezirk „Sämtis“ folgender: Gemsen 120–150 Stück, Edelhirsche 40–50, Rehe 300–350, Stiffahirsche 12 bis 15. Während der Murmeltierbestand sehr gut

ist, ist der Hasenbestand schlecht. Steinwild gibt es im Banngebiet heute 6 Stück, Adler 3 Stück. Gegenüber den früheren Verhältnissen hat sich der Hochwildbestand im „Sämtis“ Banngebiet erfreulich gut erholt.

Für das offene Jagdgebiet mit Patentjagd ergeben sich für 1955 folgende Abschuszahlen: Gemsen 32, Murmeltiere 13, Rehe 82, Hasen 114, Füchse 99, Dachse 12, Marder und Marderjunge je 7. Ferner 1 Edelhirsch, 2 Sperber, 8 Habichte, 14 Eichelhäher, 65 Elstern, 1 Wildente und 67 Krähen.

Das Kantonspolizeiamt von Appenzell A. Rh. in Drogen gibt für 1955 folgende Wildabschuszahlen im Kanton Appenzell A. Rh. bekannt. Es wurden erlegt: 2 Gemsen, 216 Rehbocke, 99 Rehgeißen, 201 Hasen, 2 Eichhörnchen, 269

Füchse, 17 Steinmarder, 3 Edelmarder, 22 Marderjunge, 21 Dachse, 4 Sperber, 340 Krähen, 326 Elstern, 378 Häher, 1 Urhahn, 1 Haselhuhn, 10 Wildenten, 6 Wildtauben und 3 Schnepfen. – In allen Gegenden der Schweiz, in denen weder Gemsen, noch Hirsche, noch Adler leben, gibt es noch allerhand Kleinwild, das noch lange nicht jedermann näher kennt. Aus diesen Gründen fassen wir den vielen Lesern des altbewährten „Appenzeller Kalenders“ einige kurze Schilderungen aus dem Leben verschiedener Wildtiere auf, geschildert mit hübschen Bildern des bekannten Sankt Galler Tierphotographen Otto Zumbühl. Es handelt sich hierbei um Erlebnisse und Mitteilungen über den Waldkauz, den Siebenschläfer, über das Wiesel, junge Hasen, um Füchse und Rehe im Winter.



Waldkauz

Der Waldkauz

In einem Maimorgen meldete der Gärtner eines vornehmen Landhauses seinem Herrn, im großen Kamin der Ostseite habe sich ein Kauzpaar eingenistet. Der Herr gab scharfe Weisung, die Käuze ja in Ruhe zu lassen. Nun wollte sie ein Tierphotograph auf seine Platte bringen. Tagsüber schliefen die beiden Eulen im Kamin. Mit Einbruch der Dämmerung aber saßen sie vor dem Rauchloch des Kamins, um gelegentlich in den nahen Wald auf Raub auszuziehen. Zwei Abende wartete der Photograph vergeblich auf die beiden Vögel. Sie ließen sich aber nicht blicken.

Nun stellte der Photograph einen Apparat mit elektrischer Fernauslösung auf und am folgenden Tag gelang es, den Kauz im Rauchloch des Kamins auf die photographische Platte zu bringen.

Mit dem runden Kopf und den großen Augen bietet der Waldkauz einen schaurig-lustigen Anblick. Kurz nach Tagesende erwacht er und ruft dann ständig: Quigg! Quigg! in den Abend hinaus, weshalb man den Waldkauz vielerorts das „Quigg“ nennt. Auf der Hochzeitsreise im Frühling aber schreit er ein unheimliches Huhuhu vom hohen Baum herab, was Angsthafen und abergläubische Kindsköpfe in Schrecken und Gruseln versetzt.

Meist nistet der Kauz in hohlen Bäumen und wo diese fehlen in künstlichen Eulenkästen. Als großer Vertilger von Mäusen, Ratten und Siebenschläfern genießt der Vogel allgemein den Ruf von ausgesprochener Nützlichkeit. Das auch darum, weil der lustige Bursche zum Nachtisch allerhand Nachtfalter und ganz besonders schädliche Mälfäfer in Menge verspeist.

Statt daß man den harmlosen, so nützlichen Waldvogel möglichst schützt und schont, fällt er vielerorts der Dummheit und dem Aberglauben zum Opfer. Liegt jemand krank im Bett und brennt nachts das Licht in der Schlafkammer, so lockt es den Kauz herbei. Plötzlich hört man mitten in der Nacht seinen schaurigen Ruf vom nahen Baum herab. Da dabei mancher Schwerfranke an den Tod denkt, erhielt der Kauz den Namen Totenvogel. Aus diesem Grunde schießt ihn der Bauer bei der nächsten Gelegenheit vom Baum herab und glaubt damit eine Heldentat verrichtet zu haben. Deswegen stirbt die neunzig Jahre alte Großmutter doch, wenn der böse Vogel auch nicht mehr lebt. Leider ist der Kampf mit der Dummheit völlig aussichtslos und gar mancher harmlose Waldkauz fällt ihr rücksichtslos zum Opfer. Schade!

Der Siebenschläfer

Dieses zierliche, dem Eichhörnchen ähnliche Tierlein heißt da und dort auch Bilch. Es ist dem Volke

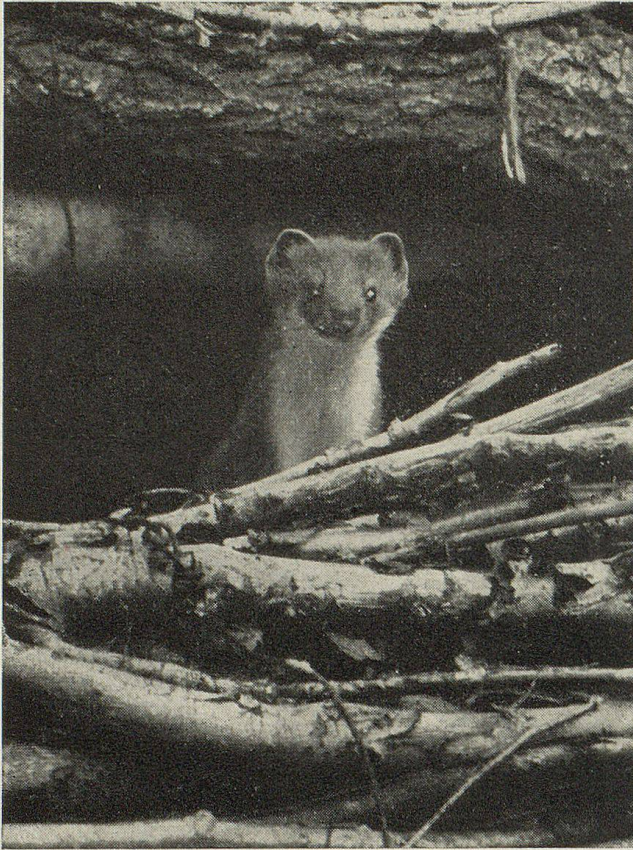


Siebenschläfer

allgemein unbekannt, höchstens die Vogelschützer kennen den Siebenschläfer sehr wohl. Das rührt daher, daß er tagsüber in hohlen Bäumen, in Baum- und Felslöchern oder unter Baumwurzeln schläft und sich erst mit Einbruch der Dämmerung auf die Nahrungssuche begibt. Mit großer Lebhaftigkeit klettert der Bilch die glatte Buche hinauf, um von Ast zu Ast zu hüpfen. Plötzlich springt er vom höchsten Baum ohne Schaden zu nehmen auf den Boden hinab, wobei ihm wie dem Eichhörnchen der lange buschige Schwanz zu gute kommt.

Die Nahrung des überaus gewandten Kletterers besteht aus Bucheln, Eicheln und Nüssen. Mit Vorliebe staltet er den Vogelnestern und künstlichen Nistkästen seine Besuche ab, um Eier und Jungvögel zu rauben, weshalb er beim Vogelschutz in ganz schlechtem Ruf steht. Dabei gilt der Siebenschläfer allgemein als großer Fresser, der so lange frisst, als er kann und mag.

Reifen im Herbst die Trauben und werden die Nächte kälter, so bereitet sich der kleine Räuber für den sieben Monate langen Winterschlaf vor. Trotzdem er von Fett schier platt, speichert er in seiner Winterhöhle noch eine Menge Vorräte auf.



Wiesel

Dann legt sich der Langschläfer nieder und liegt in tiefem Schlaf bis der Frühling wieder im Land ist und auf jedem Baum und Strauch ein Vogel singt. Nun aber erwacht der Siebenschläfer, reibt sich die Augen aus und verspürt nun gewaltigen Hunger. Nahrung findet er in Hülle und Fülle, denn schon sind die Vogelnester mit Eiern oder Jungvögeln gefüllt und bald reifen die ersten Rirschen. Jetzt hüpf und klettert der Siebenschläfer von Baum zu Baum. Er muß aber gut aufpassen, denn Iltis und Marder lieben sein zartes Fleisch ganz besonders.

„So, du Siebenschläfer! Bist du endlich aufgestanden!“ sagt die Mutter zum kleinen Seppli, der spät genug zum Morgenkaffee eintrifft und beizzeiten in die Schule sollte. Es gibt unter den Menschen ja sehr viele, die einen guten Teil ihres schönen Lebens verschlafen! Sie sind halt Siebenschläfer!

Das Wiesel

Während des letzten Weltkrieges war die gut sichtbare Rohrleitung des Gübseensees durch Altwerk gegen Glierersicht geschützt. Als sich dort Wiesel blicken ließen, gelang dem Photographen nach

vierstündigem Warten endlich die nebenstehende sehr gute Aufnahme eines Wiesels.

Samt dem kurzen Schwänzlein besitzt unser heimisches Wiesel eine Länge von rund 20 Zentimetern. Sein auf kurzen dünnen Beinen ruhender Leib ist langgezogen und ungemein schlank. Das Wieselfell besitzt eine rötlichbraune Farbe, die Unterseite aber ist weiß. In nördlichen Gegenden und auch bei uns erhält das Wiesel als Winterschutzfarbe ein schneeweißes Kleid. Einzig die Schwanzspitze bleibt hübsch schwarz.

Allgemein gilt das Wiesel als überaus blutgieriges Raubtier. Blut ist ihm alles und Furcht kennt es vor keinem Gegner. Der wilde Räuber greift alle denkbaren Kleintiere an und mordet sie. Dazu gehören die Mäuse in Haus, Feld und Wald, so gut wie Hase und Kaninchen. Kein Vogel auf und über der Erde ist vor dem kleinen Teufel des Lebens sicher. Eidechsen, Blindschleichen, Ringelnattern, ja sogar die sehr gefährliche Kreuzotter rechnen das Wiesel zu ihren gefürchtetsten Feinden. Das Wiesel kriecht in Maus- und Rattenlöcher, es klettert auf die höchsten Bäume, um den Kleinvogelnestern, so gut wie den Krähen- und Elsternestern einen Besuch zu machen und alles umzubringen, was es darin findet. Zur Abwechslung stürzt sich das Wiesel in den klaren Bach, es schwimmt ein Stück weit und faßt dann plötzlich einen zappelnden Fisch, den es mit Hochgenuß verspeist.

Kleine Tiere frist der berühmte Räuber, größeren, wie Kaninchen oder Hasen, springt er an den Hals, beißt die Gurgel durch und saugt dem Opfer das Blut aus.

Da sonnt sich ein Wiesel auf einem Felsenband. Plötzlich stürzt sich blitzschnell ein Habicht auf das Tierlein herab, faßt es mit seinen scharfen Krallen und fliegt mit ihm fort. Das Wiesel aber gibt sich nicht verloren. Plötzlich wankt der stolze Glieger, stürzt zur Erde nieder und ist tot, weil ihm das Wiesel die Halsadern durchbiß und der stolze Vogel darob verblutete. Das Wiesel aber ist gerettet und hüpf von dannen.

Junge Feldhasen

Einst war der Has in unserem Land ein gutes Jagdwild. Eigenartigerweise hat er in den letzten Jahrzehnten derart abgenommen, daß er aussterben droht. Als Ursache beschuldigen die einen Jäger den Fuchs als großen Hasenfeind. Aber auch der Fuchs ist durch die fürchterliche, immer zum Tode führende Räude schwer zurückgegangen. Andere Jäger bezichtigen allerhand Seuchen als Vernichter unserer Hasenbestände, was aber nicht stimmt. Wie eingehende Erhebungen beweisen,

hängt das Aussterben des Feldhasen in vielen Gegenden in erster Linie mit der Vergiftung der Äcker durch Kunstdünger und dem Bespritzen der Obstbäume mit giftigen Kupfer-, Blei- und Arsenlösungen zusammen. Im Spätherbst und Winter fährt der Bauer mit seinem Traktor, einem Güllenfaß voll Giftbrühe und einer Spritze in den Obstwald hinaus. Dort bespritzt er Baum für Baum derart von der Krone bis zur Wurzel, daß jedes Lebewesen im Geäst, am Stamm und der Wurzel vergiftet und getötet wird. Im Frühsommer schmilzt dann der Schnee um den Baum herum und bald sprießt das erste Gras hervor. Zur gleichen Zeit wirft die Häsinn ihre Jungen, die sich bald auf das vergiftete Gras stürzen und es gierig fressen. Schon am folgenden Tag liegen die zarten Häslein mit schwerem Durchfall halb oder ganz tot am Boden, womit die erste Hasenbrut erledigt ist. Im Winter rauben die vielen Meliorationen dem Has seinen natürlichen Lebensraum. Jedes Gestrüpp und Gebüsch wird umgehauen, und alle Gräben und Löcher deckt man zu, so daß der Has keinen Unterschlupf mehr findet.

Wie unsere Vogelschützer und Beobachter seit Jahren feststellen, setzt die Baumspritzerei auch den Kleinvogelarten, besonders den Meisen schwer zu, so daß viele von ihnen ebenfalls den Gisttod erleiden. Das Bespritzen der Obstbäume mit allerhand Giftbrühen hat sich heute derart eingelebt, daß der Bauer es als dringend nötig erachtet, obgleich viele Bauern behaupten, daß sie ohne Bespritzen der Bäume genau so viel und so gutes Obst erhalten, wie ihre spritzenden Nachbarn.

Zur Massenvertilgung der Maikäfer bestäubt man die Wälder mit ganzen aus Helikoptern abgeworfenen Giftpulverwolken. Das Gift fällt mit den toten Käfern und auch sonst auf den Boden und setzt sich am Grase fest. Das bedeutet den Tod von Has und andern Grasfressern, aber auch all derer, die vergiftete Käfer genießen, seien es Igel, Marder, Iltis oder auch Fisch und Vogel. Heutzutage muß alles was schädlich ist, kurzerhand vernichtet werden. Die Forscher bauen Atom- und Wasserstoffbomben, um schließlich der Menschheit selbst den Garaus zu machen. Wir haben es herrlich weit gebracht!

Junge Füchse

Die Füchsin hatte in ihrem Bau unter der Erde sechs Junge geworfen, die sie mit großer Liebe hochzog und vier Wochen lang mit Muttermilch nährte. Dann aber, als die Fuchselein Zähnelein



Junge Feldhasen

bekamen, mußte Fleischnahrung her. Nun zog die Fuchsinmutter auf die Nahrungssuche aus. Sie mordete Mäuse und fing allerhand Vögel. Sie brachte einen fetten Kater heim, später einen



Fuchs vor seinem Bau

Prachtsgüggel, zwei Hasen und als der Hennenbauer seinen Stall in fahrlässiger Weise über Nacht zu schließen vergaß, fehlten am nächsten Morgen verschiedene beste Leghennen.

Als urchiges heimisches Wild gehört der Fuchs unbedingt in unsere Gegend. Daß er einer der größten Mäusevertilger ist, beweist wohl am besten der Mageninhalt im Herbst geschossener Füchse.

Die Jäger sind dem Fuchs aber gar nicht hold, weil sie ihn allein wegen des Hasenrückganges beschuldigen, was falsch ist. Während des ersten Weltkrieges, als der Fuchspelz große Mode war, galt er 60 bis 80 Franken das Stück, Bergfüchse sogar 120 Franken. Auf den heutigen Pelzfellmärkten verkauft man Fuchspelze für zwei oder drei Franken, also zum gleichen Preis wie die Katzenbälge.

In den letzten Jahren gingen hunderte von Füchsen an Räude zugrunde. Diese fürchterliche, auch auf Jagdhunde übertragbare Hautkrankheit, durch Räudemilben erzeugt, zerstört das Haar des Fuchses vollständig. Die Körperhaut wird über und über mit eitrigen, großen Juckreiz erzeugenden Krusten bedeckt. Der arme Fuchs magert zum Knochengerüst ab und stirbt dann eines traurigen Todes.

Rehe im Winter

Das Land liegt voll Schnee und Eis. Es ist fürchterlich kalt, eine scharfe Bise segt über Land und See. Jetzt haben die Rehe eine böse Zeit. Außer an nicht verschneiten Stauden und Tännlein finden sie kein Futter, und wenn ihnen der Mensch nicht mit Heu zu Hilfe kommt, sterben die armen Rehe den Hungertod.

Ganz böse ergeht es den Rehen im tiefen Schnee. Sie bleiben stecken und kommen um keinen Preis mehr vorwärts. Dann werden die Rehe die Beute hungriger Füchse und ganz besonders der wildern den Hunde. Das Reh ist bei Förstern und Waldbesitzern allgemein als Waldschädling verschrien. Wenn aber Schaf- und Ziegenherden den Jungwald besuchen und allerhand Jungpflanzen, Gesträuche und Gestrüpp abfressen, so beschuldigt man kurzerhand das Reh als Übeltäter.

Mit der starken Abnahme des Hasens ist das Reh das wichtigste Jagdwild geworden. Es verdient darum alle Schonung, weil ein guter Wildstand ein reiche Zinsen abwerfendes Volksvermögen darstellt. Das wissen auch die Jäger und wo



Rehe im Winterwald

eine gut geführte Revierjagd besteht, sind sie eifrig für einen guten Rehbestand besorgt.

Unstreitig stellen heute die wildernden Hunde die größten Rehfeinde dar. Es ist nicht zum glauben, wie viele Rehe in Stadtnähe Sommer und Winter von Hunden zu Tode geheßt, gerissen oder bei lebendigem Leibe angefressen werden. Die fromme behördliche Anweisung, man solle wildernde Hunde tagsüber anbinden, ist rein für die Katz! Einmal kommen sie doch los oder dann wildern sie nachts. Das einfachste Mittel besteht darin, daß die Jäger und die Jagdaufsicht wildernde Hunde rücksichtslos abschießen, sobald sie sich im Walde blüffen lassen. Zweckmäßig wäre es auch, wenn unsere Bauern durchwegs bodenständige Sennenhunde hielten, an Stelle billig erworbener Auslandsköter, denen das Wildern angeboren ist.

Photos von Otto Zumbühl, St. Gallen

Herrlich hat der Schöpfer die Natur eingerichtet und sie zu Berg und Tal mit Tieren aller Arten geziert. Der Mensch aber teilt sie kurzerhand in nützliche und schädliche ein. Was ihm nützt, begünstigt er. Was ihm angeblich schadet, vernichtet er. Mit der heutigen unverhältnismäßig starken Zunahme der Menschheit und der Ausdehnung ihrer Wohnstätten wird das wilde Tier mehr und mehr in die Wälder und Berge zurückgedrängt. Fortwährend stirbt eine Tierart nach der andern für immer aus. Es ist deshalb sehr angebracht, daß der Mensch in letzter Stunde auch für den Schutz der wilden Tiere sorgt. Das geschieht am besten durch die Regelung der Jagd und durch die Schaffung kleinerer und großer Naturschutzgebiete, in denen das Wild leben und gedeihen kann, wie es ihm beliebt und paßt.

Der brave Bläß

Eine wahre Begebenheit aus der holländischen Wassernot im Jahre 1953

Wer ist der bekannteste Appenzeller? Wenn man von der Landsgemeinde heimkommt, denkt man der Herr Landammann sei es. Zehntausend Mann sehen ihn und hören auf ihn. Gewiß, aber es gibt doch einen Appenzeller, den man noch weiter herum kennt. Das ist der Bläß, der Appenzeller Sennenhund. Er ist stolz darauf, ein Appenzeller zu sein. Darum trägt er sein Leben lang die Appenzeller Standesfarben Weiß und Schwarz, und wenn noch ein Streiflein Braun dazu kommt, so ist das wie ein Schimmerlein der holzbraunen Schindelhüttchen, wo er am liebsten wohnt. Aber auch ennet der Grenzen, ja sogar auf Inseln im Meer ist er ein gar treuer Diener.

Davon kann ein holländischer Bürgermeister erzählen. Jontheer A. van Gitters hat in seinem Leben zwei große Überschwemmungen seiner Heimat erlebt. Einmal brausten Heere machtgieriger Menschen über die Niederlande hinweg, das andere Mal die Wogen des Meeres.

Als die Truppen Hitlers im Mai 1940 das friedliche Holland überrannten und dann besetzt hielten, leistete er Widerstand. Dafür bestrafte ihn der Eindringling. Der wackere Holländer wurde nach Deutschland transportiert und dort als Landarbeiter eingesetzt. Er sann Tag und Nacht auf Flucht. Endlich glückte sie ihm. Wie atmete er auf, als er auf freiem Schweizer Boden stand! Dort oben in Wildbühnen hatte er mit seiner Familie wenige Jahre zuvor schöne Ferienwochen verbracht, und dort fand er wiederum gute Aufnahme. O du schönes Toggenburg mit den grünen Weiden, den braunen Bauernhäusern und den munter bellenden Bläßlein!

Jahre gingen, Jahre kamen. Die Deutschen wichen, die Befreier nahen. Weder Hitlers Wall längs der atlantischen Küste, noch seine Truppen konnten den Einmarsch der Engländer und Amerikaner hindern. Die Nie-

derlande waren wiederum frei, und unser Holländer konnte heimkehren. Allein schon im nächsten Jahre war er wiederum unter den Sântisfelsen, wo einst auch seine Königin gerne geweilt hatte, und als die Stunde des Scheidens kam, wollte er ein bleibendes, lebendiges Andenken an die Schweiz mitnehmen. Seine Wahl fiel auf einen Bläß aus Brülisau und in Oberegg kaufte er noch einen Frisch dazu. Es war ein hübsches Paar, das nun im Dorfe Burgh auf der Insel Schouwen Einzug hielt. Die Leute rühmten denn auch das Hundepaar des Bürgermeisters, und als es eines Tages hieß, es sei ein ganzer Wurf junger Bläßli zur Welt gekommen, fehlte es nicht an Abnehmern, denn es sprach sich bald herum, daß die Hunde aus der Schweiz nicht nur schön, sondern sehr zuverlässig seien. Mit jedem Wurf weitete sich der Kreis. Auch Bauern von andern Inseln und vom Festlande hätten fürs Leben gern einen Bläß gehabt. So spiegelte sich denn mit der Zeit da und dort ein Bläßli an einem der Mündungsarme des Rheins im Wasser, das von den Bündner und Berner Firnen, aber auch vom Weißen und Blauen Schnee niederrinnt in die Sitter, mit der Thur in den Rhein kommt und am Strande des Meeres allmählich salzig wird.

Die Niederlande sagen es in ihrem Namen, daß sie tief unten liegen. Ihr höchster Berg liegt nicht einmal so hoch über dem Meere als der Säbris über dem Trogen Landsgemeindeplatz. Ja, es gibt viele Landesteile, welche gar unter dem Meeresspiegel liegen. Dämme, die man dort Deiche nennt, halten das Meerwasser fern. So sehen manche Inseln mit ihren erhöhten Rändern aus wie riesige Teller. Auch Schouwen gehört zu diesen Inseln, wo die Bauern hinter Dämmen leben. Wehe aber, wenn diese Deiche eines Tages brechen!